

Wie lässt sich der Lesesaal in Zukunft nutzen? Darüber diskutierten in der Stabi Berlin (vlnr) Stephan Porombka, Martina Löw, Anke te Heesen, Barbara Schneider-Kempf, Lea Schneider, Judith Schalansky und Tobias Kremkau.



Der Lesesaal als Coworking Space

Bibliotheken waren immer schon Orte, an denen mit Büchern gearbeitet wurde. Doch wie lange noch werden sich im digitalen Zeitalter die Nutzer dazu dorthin begeben? An der Staatsbibliothek Berlin debattieren Wissenschaftler, Schriftsteller und ein Manager des Coworking-Spaces St. Oberholz darüber, was sich aus Lesesälen machen lässt, damit sie auch in Zukunft für Besucher interessant sind.

Marion Koch

› Einer aus der Wirtschaftswelt hat sich unter die Schöngelster, die Schriftsteller und Wissenschaftler in der Diskussionsrunde der Staatsbibliothek (Stabi) zu Berlin gemischt, an einem nasskalten Novemberabend, an dem es wieder einmal um Zukunftsmodelle für Bibliotheken geht. Tobias Kremkau sitzt auf dem Podium. Er ist Manager des Coworking Spaces „St. Oberholz“ in Berlin-Mitte, ein gemütlich-runder Mann, Mitte 30, schwarzer Vollbart, der als Experte für attraktive Räume gilt.

Moderiert von der Generaldirektorin der Stabi, Barbara Schneider-Kempf, diskutieren die Gäste über das, was Bibliotheken heute sind – und was sie sein könnten, in Zeiten, in denen Nutzer auf ihren Bestand von überall auf der Welt online zugreifen können. Neben Kremkau hat Platz genommen Stephan Porombka, Professor für Textgestaltung an der Universität der Künste, die Schriftstellerin Judith Schalansky, die Lyrikerin Lea Schneider, die Raumsoziologin Prof. Martina Löw und Anke te Heesen, Professorin für Wissenschaftsgeschichte.

Café im Erdgeschoss und szenig eingerichtete Büros in der Etage darüber – als das St. Oberholz 2005 gegründet wurde, war es eines der ersten seiner Art in Deutschland, ein Ort, an dem Entrepreneure und Selbstständige sich einmieten konnten, um an Zukunftsideen zu feilen, sagt Tobias Kremkau. Manche sind mit ihren Start-ups, die sie dort auf den Weg brachten, bekannt geworden. Sie haben zu dem Image des St. Oberholz, Innovationsschmiede zu sein, beigetragen, die Musikplattform „SoundCloud“ etwa oder Coldbrew, der kalt gebrühte Kaffee. Autoren wie Moritz Rinke oder Helmut Kuhn haben hier an Romanen geschrieben. Das Modell „Cooles Gemeinschaftsbüro“ ist äußerst beliebt. Mehr als 100 Coworking Spaces gibt es heute allein in Berlin. Auf den ersten Blick mag das wenig mit Bibliotheken zu tun haben. Im Laufe des Abends wird es aber offensichtlich: Es gibt da einige Parallelen.

Stillarbeit im Lesesaal

Zunächst steht der Status quo von Bibliotheken im

Fokus. „Im Wesentlichen sind sie Orte der Stille und Disziplin“, sagt Barbara Schneider-Kempf. Wissenschaftler arbeiten dort und Schriftsteller. Studenten und Schüler treffen sich, um zu lernen oder in Gruppen zusammenzuarbeiten. Menschen suchen Informationen und Literatur zu bestimmten Themen. Das sei früher so gewesen – und das sei auch heute noch so. Es scheint die spezielle Atmosphäre zu sein, die Nutzer anzieht. „Mein Schreibtisch steht in der Staatsbibliothek“, sagt etwa die Schriftstellerin Judith Schalansky. Es vergehe kaum eine Woche, in der sie sich nicht hierher begeben. Sie sei „stabiabhängig“, könne ohne den Lesesaal, in dem vom Schüler bis zum Forscher alle nebeneinandersitzen, um am großen Weltwissen zu arbeiten, kaum schreiben. Ohne diesen Ort wäre wohl keines ihrer Bücher entstanden, sagt sie.

„Der Raum rahmt das Schriftstellersein“, erklärt die Raumsoziologin Martina Löw. Die Kontinuität des Raumes sei stabilisierend. Spezielle Räume, Architekturen seien wichtig, um Produktivität zu erzeugen.

Lea Schneider vom Berliner Lyrikerkollektiv G13 geht nie in die Stabi, um zu dichten. Kreatives Schreiben ist für sie damit verbunden, im Raum herumzulaufen, Zettel an die Wand zu heften und zu diskutieren, sagt sie. Auch sie setzt sich aber in den Lesesaal, wenn sie wissenschaftlich arbeitet, und greift dabei auch auf den analogen Bestand der Bibliothek zurück.

Bücher in Vitrinen

„Bibliotheken sind nach wie vor zentrale Orte des Wissens, der Bücher und Sammlungen“, sagt die Historikerin te Heesen. Doch in der öffentlichen Wahrnehmung drohe die Bücherwand zu einem ästhetischen Bild zu werden, ähnlich einem musealen Gegenstand. Noch stünden die Bücher zwar dort, würden aber zunehmend zur Kulisse. „Wenn Bücher aber irgendwann Bilder geworden sind, ist die Bibliothek tot“, sagt te Heesen.

„Wir befinden uns in einer Zwischenzeit“, sagt die Schriftstellerin Judith Schalansky. Nach wie vor sei das gebundene Buch ein Träger kuratierten Inhaltes, eine Wunderkammer. Leser hätten die Wahl, ob sie es in gedruckter oder in digitaler Form lesen. Schalansky mag sich nicht vorstellen, dass gebundene Bücher irgendwann in einem Vitrinenfriedhof landen. Und sie findet es hochpoetisch, dass die Stabi weiter sammelt und Dinge wie Eisenbahnerzeitungen aus dem 19. Jahrhundert konserviert, obwohl das recht unökonomisch, grotesk und überkommen sei.

Lesesäle als Heiratsmärkte

„Nicht nur zum Recherchieren oder zum Schreiben kommen Menschen in Bibliotheken“, sagt Stephan

Porombka. Der Wissenschaftler betont den gesellschaftlichen Aspekt des Arbeitens im Lesesaal und argumentiert mit dem französischen Philosophen Michael Foucault. Bibliotheken seien Orte des sozialen Einübens, an denen man nicht autistisch vor sich hin arbeite. Im Sinne der Foucaultschen „Sorge um sich selbst“ Sorge im Lesesaal jeder für sich und auch für die anderen. Man sei in eine Kultur und Gesellschaft eingebunden, komme miteinander ins Gespräch. Bibliotheken seien gar Heiratsmärkte.

Auch der Manager Kremkau bezieht sich auf die Foucaultsche „Sorge um sich selbst“ – allerdings, um damit Coworking Spaces zu beschreiben. „Die digitale Welt hat zur Individualisierung der Arbeitsumgebung geführt. Viele Menschen haben jetzt die Freiheit, Zuhause zu arbeiten“, sagt er. Doch das sei für sie auch eine große Herausforderung, nicht jeder arbeite gern allein vor sich hin. Coworking Spaces seien da eine Art Zuflucht, die über technische und räumliche Infrastruktur hinaus eine spezielle Form der Organisation des Miteinanders biete. So gehört es zum Coworking-Paket vom St. Oberholz, die Mitglieder in Kontakt zu bringen, sie zu speziellen Events einzuladen, ihnen neue Horizonte zu eröffnen. „Das kann zum Beispiel heißen, dass lokale Akteure Vorträge über ihr spezielles Unternehmenskonzept oder eine besondere Idee halten, die mit den Projekten der Mitglieder nichts zu tun haben, ihnen aber neue Möglichkeiten aufzeigen, Probleme zu lösen“, sagt Kremkau.

Bubbletea-Anbieter im Foyer

Professor Porombka will wissen, an welchem Punkt Bibliotheken angekommen sind. „Ist es tatsächlich schon so weit, dass sie sich unternehmerisch definieren und Start-ups und Firmen Mieträume anbieten müssen“, fragt er. „Ein Alptraum, wenn die Bibliothek zu einem ökonomisierten Ort wird und irgendwann ein Bubbletea-Anbieter im Foyer einzieht“, sagt Judith Schalansky.

„Die Stabi ist nicht in der Situation, jetzt schnellstens Coworking Spaces einrichten zu müssen, um ihren Betrieb zu sichern und Nutzer zu binden“, sagt Schneider-Kempf. Doch inzwischen gebe es Besucher, die den Lesesaal als kostenlosen Coworking Space nutzen. Die Stabi sei auf diesen Bedarf eingestellt, schon heute gebe es schließlich Gruppenarbeitsräume. Jetzt überlege man aber darüber hinaus, wie unterschiedliche Möglichkeiten des Arbeitens in der Bibliothek befördert werden können.

Dass sich Bibliotheken im Zuge der digitalen Wende neu erfinden müssen, wie Professor Porombka es formuliert, sieht auch Kremkau so. Der Manager hat Spaß daran, sich Möglichkeiten auszumalen. „Wenn

Bibliotheken auch in Zukunft als Orte interessant bleiben wollen, sollten sie etwas dafür tun, dass sich die Nutzer dort wohl fühlen“, rät Kremkau. Doch wie macht man das?

Bibliothek der Zukunft

Um den reichlich vorhandenen Raum in Bibliotheken attraktiv zu gestalten, reiche es nicht aus, eine Tischtennisplatte aufzustellen, sagt er und rät dazu, die Ausstattung und die Auswahl des Interieurs in die Hände der Nutzer vor Ort zu legen. Was wünschen sie sich? Welche Funktion soll der Raum für sie haben?



In Eventformaten lasse sich das erfragen. Auch die Architektur, das Design eines Ortes spiele eine Rolle. Eine Bibliothek in einer breiten Straße werde öfter frequentiert als eine Bibliothek in einem Einkaufszentrum mit der Toilette ein Stockwerk tiefer.

„Die Gestaltung des Raumes sollte nicht unterschätzt werden“, sagt auch die Raumsoziologin Martina Löw. Die stärker werdende Individualisierung in der Gesellschaft führe dazu, dass man sich über die Zugehörigkeit zu sozialen Gruppe definiere, über ihre Kleidung, über Gruppenkonventionen und auch über die Qualität von Räumen, in denen man sich aufhalte. Die Frage sei, ob die Räume von Bibliotheken weithin konsensfähig seien und welche sozialen Gruppen sich dort ausgeschlossen fühlten. „Das Ziel von Bibliotheken muss es sein, möglichst viele soziale Gruppen anzusprechen“, sagt sie.

Kremkau hat sich Bibliotheken angesehen, die neue Wege gehen. „Die Bibliothek der Technischen Universität im niederländischen Delft hat ein ungewöhnliches Konzept entwickelt“, berichtet er: Der Kern der Bibliothek bestehe aus einem großen Raum mit

einem riesigen Bücherregal an der Wand und Computerarbeitsplätzen davor. „Hier sitzen die Nutzer und auch die Bibliotheksmitarbeiter, um zu arbeiten“, erklärt er. Die ehemaligen Verwaltungsbüros seien in Computer- und Projekträume umgewandelt worden, die wiederum für Studierende und Mitarbeiter offen stünden. Je nach Bedarf könne jeder den passenden Raum für seine jeweilige Aufgabe wählen. „Ein Gewinn für beide Seiten“, sagt Kremkau.

Auch die Stadtbibliothek von Delft hält er für ein Vorzeigebeispiel. „Die Bibliothek will ein Ort für Menschen und nicht nur für Literatur sein“, sagt er. Die Nutzer dürften sich dort freier als üblich bewegen. Es sei erlaubt, zu essen, zu trinken und zu reden. Und das Konzept gehe auf: „Die Menschen nehmen das Angebot an, sie fühlen sich dort wohl.“ Das zeigten auch die steigenden Mitgliederzahlen.

Ob Stille oder Kommunikation, Essen oder nicht: Auch hier plädiert der Experte für attraktive Räume dafür, dass die Nutzer selbst entscheiden, welche Regeln für sie gelten. Er rät: Wie in Coworking Spaces sollte es in Bibliotheken eine Gemeinschaftsfläche geben und Eventangebote – damit die Menschen in Kontakt miteinander kommen. Im Gegensatz zu Coworking Spaces, die für attraktive Räume viel zahlen müssten, seien Bibliotheken ein kommerzfreier Raum mit einem großen Potenzial für die Gesellschaft. Auch in Zukunft. „Sie sind offen für jeden und es muss auch okay sein, wenn sich hier jemand nur ein Flugticket ausdrückt.“



Marion Koch

Freie Journalistin,
Redakteurin,
Dozentin in Berlin
marion.koch@posteo.de